

Der Sonntagsgast.

Jahrgang 20.

Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.

No. 38.

Lucie Gerdaun hatte frühzeitig ihre Eltern verloren und war im Hause ihrer Tante, einer Schwester ihrer Mutter, erzogen worden. Als sie fünfzehn Jahre alt, kam sie in eine gute Pension, wo sie während der nächsten drei Jahre eine vorzügliche Erziehung genoss, und dann in das Haus ihrer kranken Verwandten zurückkehrte.

Das junge Mädchen konnte keine Schönheit genannt werden, sie hatte aber eine sehr hübsche Figur, ausdrucksvolle große braune Augen und besaß ein außerordentlich wohlklingendes Organ; in ihrem Benehmen den bescheidenen Verwandten gegenüber zeigte sie stets eine liebenswürdige Zuvorkommenheit und Bescheidenheit.

In demselben Hause wohnte Carlo Rusini, ein junger italienischer Bildhauer, der fast regelmäßig an jedem Abend die beiden alten Leute besuchte und bei ihnen den Abend nahm. Auch nach der Ankunft des jungen Mädchens blieb er dieser Gemahlin treu, und bald entwickelte sich zwischen Lucie und dem jungen Künstler ein freundschaftlicher geschwisterlicher Verkehr. Geschwisterlich wenigstens von Seite Carlos, während das Herz Luciens sehr bald für den schönen, liebenswürdigen jungen Mann erglöhete. Mehrere Monate waren in dieser Weise ungestört verstrichen, als in dem Wesen des Künstlers sich eine Veränderung bemerkbar machte; er war gereizter und träumerischer geworden, erschien auch seltener Abends bei seinen Freunden im Parterre des Hauses. „Was ihm nur geschehen sein mag?“ fragte sich Lucie häufig mit klopfendem Herzen.

Eines Tages war sie von innerer Unruhe gequält, in des Bildhauers Atelier hinaufgestiegen, nachdem sie bemerkt, daß Carlo fortgegangen. In der Mitte des Raumes stand sein letztes Werk, mit einem Tuche bedekt. Lucie entfernte das Tuch und erblickte die Büste einer Frau; nur der Kopf war vollendet, dieser aber so unvergleichlich schön, zeigte so viel Leben so viel Seele in den Zügen, daß die Beschauerin einen Ausruf der Bewunderung nicht zu unterdrücken vermochte. Dennoch berührte sie das Kunstwerk fast schmerzhaft; der Gedanke, daß der von ihr so heiß Geliebte sich so viel mit diesem schönen Antlitze beschäftigte, erfüllte sie mit Reiz, mit quälender Eifersucht.

Als sie nach einigen Minuten in das Erdgeschloß hinuntergestiegen, sah sie sich dem eben eintretenden Carlo gegenüber. Der junge Künstler blinnte sie so heiter, so glücklich aus seinen dunklen Augen an, wie niemals zuvor.

„Lucie!“ rief er aus, ihr die Hand reichend. „Sie sollen die erste sein, die es erfährt! Ich habe mich soeben verlobt!“

Nur mit Aufbietung ihrer ganzen Willenskraft gelang es dem jungen Mädchen, einige Worte hervorzubringen, dann eilte es in sein Zimmer.

Viele Wochen waren seit jenem Tage vergangen. Ein heftiges Nervenleiden hatte Lucie auf's Krankenlager gemorfen; nur allmählich lehrte die Erinnerung zurück; am fürchterlichsten war ihr der Gedanke, daß Carlo erkannt habe, wie sehr sie ihn liebe. Als sie dann endlich genesen, war sie eine Andere, das kindlich vertrauende Mädchen war Weib geworden, im vollen Sinne des Wortes. Der Schmerz macht schneller als die Jahre! Lucie war sanft und still, aber nur sehr selten heiter.

Sie hatte gelernt, sich in ihr Schicksal zu fügen und suchte Befriedigung in der sorgsamsten Pflege für ihre Verwandten. Ueber Carlo Rusini wurde niemals gesprochen. Einmal nur, in den ersten Tagen ihrer Genesung, fragte Lucie nach ihm. Die Tante hatte geantwortet, daß Carlo während ihrer Krankheit geheiratet habe und sich jetzt mit seiner jungen Frau in Italien befände; bis zum Tage seiner Abreise wäre er jeden Tag gekommen, um sich nach Luciens Befinden zu erkundigen. Als diese dann in nachdenklichem Tone bemerkte, sie möchte wohl wissen, wie Carlo's Gattin aussehe, hatte die Tante ihr ein Portrait von ihr gezeigt. Lucie erkannte es sofort wieder: Es war die Frau in Marmor!

Es ist einige Jahre später. Vor einer der ersten Buchhandlungen in Paris stehen, dichtgedrängt, viele Leute. „Geben Sie sie schon gesehen?“ fragte ein Herr einen Bekannten. „Meinen Sie Lucie Gerdaun, die berühmte Tragödin? Nein, es ist unmöglich, bei ihr vorzulassen zu werden. Ich habe eine Porträtbüste von ihr gesehen, glaube indes nicht, daß diese ihr ähnlich ist; sie war wenigstens weit davon entfernt, schön zu sein.“

„Die Künstlerin ist auch nicht schön,“ entgegnete der Andere. „Sie hat zwar eine vorzügliche Figur und schöne Augen, ihr Hauptbild liegt jedoch in ihrer wundervollen Stimme. Eine biegsame, flangvolle Stimme, mit der sie die Hörer bezaubert und hinreißt. Heute Abend tritt sie in den „Horatiern“ auf. Gehen Sie ja hin. Wenn Sie Lucie Gerdaun nur erst einmal gehört haben, werden Sie ebenso entzückt sein, wie alle Welt.“

„Gewiß werde ich hingehen! Wie ich gehört habe, tritt sie heute zum letzten Male in Paris auf. Sie unternimmt eine Kunstreise durch halb Europa.“

Gerade in den „Horatiern“ möchte ich sie gern einmal sehen; in der Fluchtscene soll sie großartig sein!“

Lucie Gerdaun, deren Name durch ganz Europa bekannt geworden, saß an jenem Tage in ihrem Hotelzimmer, tief in Gedanken versunken. Zum zweiten Male stand sie allein in der Welt. Erst war ihr Oheim gestorben, dann wenige Monate später die Tante; sie hatte Beide bis zu deren Ende mit treuer Liebe und Sorgfalt gepflegt. Ihre Verhältnisse hatten sich seitdem sehr günstig gestaltet. Oheim und Tante hatten ihr ein hübsches Vermögen hinterlassen, um ganz unabhängig leben zu können. Aber sie wollte eine Lebensweise haben, eine Tätigkeit, der sie sich mit ganzem Herzen widmen könnte.

Eines Tages erhielt sie den Besuch eines alten Freundes ihres Vaters, der ausgedehnte Verbindungen mit der Bühnenswelt hatte und selbst genaue Kenntnisse des Theaterwesens besaß. Luciens wundervolles Organ hatte den Mann aufmerksam gemacht und ihn entzückt, so daß er sich eingehender mit ihr unterhielt und bald ihre hohe Begabung für die Bühne entdeckte. Er bot Lucie an, ihr als der Tochter seines alten Freundes, bei der Ausbildung behilflich zu sein, was das junge Mädchen dankbar angenommen hatte.

Lucie Gerdaun hatte von ihrem ersten Auftreten an Erfolg; ihr Ruf als Tragödin nahm stetig zu. Kein Mangel, kein Flecken häßete an ihrem Namen. Sie war freilich noch jung in einer Welt des Truges und der Intrigue, aber in ihrem Innern trug sie die sicherste Schutzwehr, an der alle Versuchungen abprallten; eine todte Liebe!

Lucie suchte zusammen; in ihren Erinnerungen stieg auch das Bild Carlo Rusini's empor. Ob das Geräch ihres Ruhmes wohl auch zu ihm gebrungen war? Kaum konnte sie daran zweifeln. Der Gedanke erfüllte sie mit inniger Freude, daß er nun doch wissen mußte, das Genie habe auch in ihr geschlummert; es sei etwas Bedeutendes, Hervorragendes gewesen, was er einst verworfen! Sie wunderte sich dabei, daß sie ihrerzeit nicht von Carlo Rusini hätte sprechen hören; von ihm, der doch ein so vielerheißendes Talent besaß. Sollte die Zukunft alle Prophezeiungen Lügen gestraft haben, oder hatte er vielleicht der Kunst entsagt und sich ganz dem häuslichen Leben gewidmet?

Es wurde leise an die Thüre geklopft. Ein Diener trat ein, um Lucie die Visitenkarten von Personen zu überbringen, die gekommen waren, die große Künstlerin zu besuchen; es befanden sich darunter Männer von einflussreicher Stellung und hochangesehenen Namen. Lucie empfing jedoch nur selten; die meisten dieser Besuche ermüdeten und langweilten sie. „Was kümmern mich diese Fremden,“ murmelte sie, die Karten flüchtig durchsehend. „Ein einziger guter Bekannter würde mir lieber sein.“

Im großen Theater war es gedrückt voll; kein Platz blieb unbesetzt, denn ein Jeder wollte die berühmte Tragödin noch zum letzten Male vor ihrer Abreise sehen. Jedesmal, wenn Lucie Gerdaun auftrat, füllte sich das Publikum von ihrer Erscheinung zuerst mehr oder weniger enttäuscht; doch kaum hatte sie zu sprechen begonnen, als Niemand mehr an ihr Neugier desachte. Sie hing an dem Atemlos an ihren Lippen. Es rief die Zuhörer unwillkürlich mit und brachte sie nach ihrem Belieben zum Weinen und Erzittern. Zumeilen war ihre Stimme rührend und ergreifend, wie eine herrliche sanfte Musik; dann wieder erlang sie drohend und laut, die Zuhörer bis in's Herz hinein erschauern machend.

Besonders als die Künstlerin in den „Horatiern“ die entscheidenden Worte der Verfluchung aussprach, machte sie einen tiefen, gewaltigen Eindruck. Es lag ein solcher Haß, eine so fürchterliche Rachsucht, eine so maßlose Wuth in ihrer Stimme, daß die Zuhörer einen Schauer durch ihre Glieder rinnen fühlten; es war als ob Lucie diese Verfluchung über sie selbst ausgesprochen hätte. Das Publikum war förmlich betäubt.

Lucie Gerdaun war sich der Macht ihrer herrlichen Stimme auch vollkommen bewußt. Einer ihrer Bewunderer hatte einmal gesagt, er glaube nicht, daß Mithras, der dem Gesange der Sirenen widerstand, der Stimme der Gerdaun hätte Widerstand leisten können.

Im Zwischenaкте brachten ihre Verehrer der Künstlerin öffentlich eine Huldigung dar: zwei goldene Lorbeerkränze wurden ihr überreicht, zur Erinnerung an Frankreich's Hauptstadt. Lucie dankte in einfachen, aus dem Herzen kommenden Worten.

Als sie dann nach Schluß der Vorstellung in ihre glänzend ausgestatteten

Gemächer trat, von Niemand empfangen, der wirklich Anteil an ihr nahm, sank sie in einen Fauteuil und murmelte seufzend: Ruhm, Lorbeer, Gold! Gilt's Werthe, wo das Herz kalt bleibt!“

Nach einer außerordentlich erfolgreichen Kunstreise durch Europa und die Vereinigten Staaten befand sich Lucie Gerdaun wieder in Paris, wo sie sich vorläufig niederlassen wollte. Sie besaß eine Villa in der Umgebung zu kaufen und ganz nach ihrem Geschmack einzurichten; vor der Hand bewohnte sie ein größeres Parterre-Apartment in einem eleganten Hotel.

Als sie eines Tages von einer Spazierfahrt im Bois de Boulogne zurückgekehrt, befahl sie ihrer Kammerjungfer, ihr die Schatulle mit ihren Juwelen zu bringen; sie wollte einige Schmuckstücke auswahlen, deren sie in einer ihrer nächsten Rollen bedurfte. Die Jose, die kurz vorher erst den Dienst bei ihr angetreten hatte, konnte einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken, als sie die glänzenden Steine und Perlen erblickte.

„Welch' ein Reichthum!“ rief sie aus. „Reichthum macht nicht glücklich, mein Kind,“ bemerkte Lucie mit trübem Lächeln, und als Mädchen sie ungläubig ansah, fügte sie hinzu: „Was nützt es, wenn die Menschen uns für glücklich halten, und wir selbst uns nicht so fühlen!“

„So sprechen die Reichen wohl meistens,“ entgegnete die Jose lachselnd. „Sie übersehen die zahllosen Vorrechte, die sie vor den Armen haben; aber sie würden gewiß anders sprechen, wenn sie selbst nur erst die Armuth kennen gelernt, wenn sie nur ein einziges Mal Zeugen von dem Glend wären, das Andere zuweilen erdulden müssen. Aber sie sehen es nicht, wenn auch der entsetzliche Jammer unter demselben Dach erduldet wird, unter dem sie selbst wohnen.“

Als Lucie sie verwundert anblickte, fuhr die Jose ganz erregt fort: „Ja, Fräulein, unter demselben Dach! Hier, in diesem Hause, befindet sich ein Mann, der aus Mangel vielleicht bereits gestorben ist!“

„Gestorben?“ rief Lucie erschrocken aufspringend aus. „Weshalb hast Du mir das nicht früher gesagt, Marie?“

„Ich weiß es selbst erst seit heute Morgen,“ erwiderte das Mädchen. „Der Mann liegt schwer krank darnieder und kann keinen Arzt bezahlen, gekheit hat er sogar nichts zu essen gekriegt, denn er wohnt ganz oben allein und Niemand vermute, daß es so schlimm um ihn stünde. Als ich das hörte, nahm ich mir gleich vor, mit dem Fräulein zu sprechen; ich kenne ja meine Herrin zu gut, um nicht zu wissen, daß Sie dem Aermsten helfen würden!“

„Ich werde ihm nicht allein helfen, sondern auch soviel selbst nach ihm sehen,“ sagte Lucie.

Geleitet von ihrer Kammerjungfer stieg die Künstlerin bis zu den Mansarden des großen Gebäudes hinauf; vor der Thür der Bodenkammer angelangt, in der der Kranke lag, fand sie das Mädchen fort, mit dem Auftrage, einen Arzt herbeizuholen zu lassen.

Lucie trat in die kleine Bodenkammer. Naekte Wände und fast gar keine Möbel; auf einem armenlichen Bette lag der Kranke, dem Anschein nach ein noch ziemlich junger Mann; — Krankheit und Mangel hatten in vor der Zeit gealtert.

Voll Mitleid betrachtete Lucie den Aermsten; plötzlich richtete dieser die matten Augen auf die Besucherin: „Lucie Gerdaun! Lucie Gerdaun!“ flüsterte er halblaut wie im Traume vor sich hin. Jetzt hatte sie ihn erkannt, und mit dem Aufschrei: „Carlo!“ sank sie neben dem Lager in die Kniee. Ja, es war in der That Carlo Rusini, arm, verlassen, vor Hunger sterbend!

„Lucie!“ sagte er mit matter Stimme. „Lucie! Der Himmel hat mein Gebet erhört; ich sehe Sie noch einmal wieder vor meinem Tode!“

„Still, Carlo!“ schluchzte Lucie. „Sie dürfen nicht vom Sterben sprechen. Bald wird ein Arzt erscheinen, zu dem ich bereits geschickt. Sie werden wieder genesen, mein armer Freund!“

„Zu spät!“ sagte er topfschüttelnd. „Zu spät! Mein Leben geht rasch zu Ende. Ah! Lucie!“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort; „ich habe mich so sehr nach diesem Augenblicke gesehnt; es giebt so Vieles, das ich Ihnen sagen möchte. Ich will Ihnen erzählen, was mich in diesem Zustand gebracht hat.“

„Sie dürfen nicht so viel sprechen, Carlo,“ unterbrach sie ihn. „Trinken Sie vor allen Dingen ein Glas von diesem Wein, den ich für alle Fälle mitgebracht.“

Nachdem er getrunken, fühlte er sich etwas kräftiger und fuhr mit leiser Stimme fort:

„Mein Unglück begann mit dem Tage meiner Verheirathung. Ich liebte meine Frau leidenschaftlich und glaubte, auch von ihr geliebt zu sein. Von ihrem Vater hatte sie gehört, daß ich reich und berühmt sein würde, das allein nur hatte sie demogen, mich zu heirathen, in der Hoffnung, ein glänzendes Leben führen zu können. Als sie einsah, daß ich ihr das nicht bieten konnte, verließ sie mich, nachdem sie sich Alles angeeignet, was ich besaß. Ich forschte nicht nach ihrem Verbleib, denn meine Liebe war längst erkalte. Ich ging nach Paris. Hier hörte ich überall von Lucie Gerdaun, der berühmten Tragödin, sprechen, ich sah ihr Portrait und erkannte sofort meine Jugendfreundin. Als ich Sie dann in den „Horatiern“ gesehen wurde mir klar, was ich unwissentlich gethan, nachdem Schmerz ich Ihnen bereitet, denn ich begriff jetzt Alles. Theure Lucie, Gott ist mein Zeuge, daß es ohne meinen Willen geschehen. Können Sie mir verzeihen?“

„Ich habe nichts zu verzeihen, Carlo; hängt es denn von uns selbst ab, ob wir jemand lieben oder nicht?“

„Sie haben recht, Lucie,“ sagte Carlo, leerte das ihm dargereichte Glas Wein und fuhr nach kurzem Schweigen fort: „Wie hätte ich sonst jemals dieses niedrige, selbstfüchtige Geschöpf geliebt! Hier in Paris glaube ich meine früheren Träume von Ruhm verwirklichen zu können. Thöricht! Jene Frau hatte mich nicht allein meines Geldes beraubt, sie hatte auch meine Schaffenskraft gelähmt, meine Hand entnerbt. Oh, Lucie! Sie wissen nicht, wie hemmend auf den Künstler die Erfahrung wirkt, daß das Schöne eine Lüge sein kann; sie tödtet die Begeisterung in ihm! Sah ich je ein Gesicht von so reiner Schönheit wie das Ihrige, so mußte ich plötzlich denken, daß dieses schöne Gesicht der niedrigen Seele als Maske dienen konnte, und anstatt des Entzückens empfanden mich Bitterkeit und Mißtrauen. Ich war unfähig geworden, etwas Großes zu schaffen und geriet allmählich in bittere Armuth!“ Erschöpft schloß Carlo die Augen.

Als nach einer Stunde die Kammerjungfer mit einem Arzte in der Bodenkammer erschien, erblickte sie vor dem armenlichen Lager die schlante Gestalt ihrer Herrin liegend, mit dem Kopfe auf dem Bettrande ruhend, ohne Bewußtsein; ihre Hände hielten die erhaltene Rechte des armen Carlo Rusini umfaßt!

Noch heute wird die große Tragödin jubelnd begrüßt, wenn sie durch die Gemäler ihrer Kunst heilige Schauer in den Herzen der Menschen erweckt; — über welche Trimmer von Glück sie selbst hat hinweggeschritten müssen, um zu dieser Vollendung zu gelangen, ahnt Keiner von Allen.

Die Falle.

Nach dem Ungarischen von Sigmund Seböl. Deutsch von Alas Laszlo.

Der Bizegspan Fabian v. Reddy hatte die Wahrnehmung gemacht, daß seine Tochter seit einiger Zeit sehr niedergeschlagen war. Das hübsche blonde Mädchen ging traurig, in sich gekehrt im Hause umher. Am liebsten hielt sie sich im Garten in einer entlegenen Laube auf. Bei den Mahlzeiten hatte sie kaum etwas genossen, und ihre Augen zeigten oft Spuren von Thränen. Die Gesichte hing an den Vater zu beschäftigen.

„Der Badschich ist verliebt! Wir wollen der Sache auf den Grund gehen. Aber wen liebt sie? Wer ist der Don Juan, der es gewagt, ihr Köpfchen zu verdrängen?“ Der Bizegspan war ein guter Menschenkenner. Er wußte zu genau, daß kein Inquisitor der Welt im Stande sein würde, seiner Tochter „das süße Geheimniß“ zu entreißen. So ein verliebter Badschich möchte am liebsten mit dem „süßen Geheimniß“ im Herzen sterben.

Am nächsten Tage, während des Mittagessens, begann der Bizegspan mit gleichgültigem Tone zu sprechen: „Morgen wird ein großes Ereigniß stattfinden. Ein Duell.“ — Diese Worte verhehlten ihre Wirkung nicht. Irma fuhr zusammen, doch im nächsten Moment fragte sie wie gleichgültig mit leiser Stimme: „Ein Duell?“

(Ah! das Köpfchen zeigt Interesse für die Sache. Jetzt heißt es aber, das Eisen schmeiden, so lange es heiß ist.) „Ja wohl, mein Kind! Ein Duell... 10 Schritt Distanz... Es wird so lange geschossen, bis „Einer“ auf dem Kampfplatz bleibt... Die Todtenglocke wird sicher geläutet...“ Das Wort „Todtenglocke“ brachte das Mädchen aus der Fassung.

„Wer sind denn die Duellanten?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Mein Verrath, ich darf es nicht verrathen... Es ist ein Geheimniß...“ (Erentade...)

Irma ließ ihr Köpfchen hängen. Nach einer Weile fragte sie: „Sind Sie vom Komitathaus?“

(Oh! also der Geliebte ist beim Komitathaus angeheilt.) „Ja! ja! vom Komitathaus!“ Das Gesicht des Mädchens wechselte die Farbe. Hastig warf sie die Frage dazwischen: „Sind es höhere Beamte?“ Also ein höherer Beamte ist der Auserwählte, dachte der Bizegspan. Er stürzte aus Freude über die gelungene That ein Glas Wein hinunter. (Schließlich ist das Malheur, wenn sie einen höheren Beamten liebt, nicht so groß!) „Du hast es erathen! Es sind höhere Beamte.“ Irma's Antlitz heiterte sich zusehends auf. Ein liebliches Lächeln umspielte ihre Lippen, und mit dankbarem Blick sah sie auf ihren gestrengen Vater.

Dieser zog jedoch das Gesicht in strenge Falten. (Also nicht für einen höheren Beamten schlägt das Fräulein's Herz. Diese könnten ihremwegen sammt und sonders ihr Blut vergießen. Nun ist es klar, daß sie sich in irgend einen Rotarius oder Buchhalter vergafft hat. Das darf aber auf keinen Fall geduldet werden. Die Attade muß von einer anderen Seite her bewerkstelligt werden.) „... Das heißt,“ rief Herr v. Reddy bedeutungsvoll aus, „ich hoffe es stark, daß einer der Theilnehmer bei dem Duell ein höherer Beamter sein wird.“

„Ist es denn nicht sicher, lieber Vater?“

„Gewiß nicht!“ Irma blinnte erstaunt auf den Bizegspan. „Wenn aber das Duell schon morgen stattfinden soll, dann muß Du doch wissen, wer die Theilnehmer sind.“ Er machte eine abwehrende Geste mit der Hand. „Das ist es eben,“ sprach er im Hasterton, vorichtig um sich blickend. „Wenn Du mir versprichst, daß Du verschwiegen bleibst, will ich Dir das Geheimniß offenbaren.“

„Ich verspreche es Dir, Väterchen!“

„Es ist von einem berühmten Duellhelden aus der Hauptstadt die Rede. So ein Raubhond, von denen die Zeitungen stets voll sind... Gewiß hast Du schon öfter über ihn gelesen... Unausprechliche Menschen, aber treffliche Schützen...“

Dente Dir, mein Lieb- ling, gekomm kam einer von dieser Sorte aus Budapest hier an. Kaum, daß er den Fuß in unsere Stadt gesetzt, da hat er schon im Club, wo er sich wegen einer Lappalie beleidigt fühlte, den ganzen Beamtenthor beleidigt. Wir hielten ihn zur Rede, worauf er im höflichsten Tone erklärte, daß seine beleidigenden Worte nur den jüngeren Beamten gelten sollten. Es war klar, daß der Bengel nur ein Duell provocieren wollte. Wir haben aber keine Angst bekommen. Heute Abend kommen die jüngeren Beamten zusammen, sie wollen durch das Loos entscheiden, wer sich dem Menschen gegenüber stellen wird. Morgen früh findet das Duell auf meinem Gute statt. Ich fahre selbst hinaus, um die Vorbereitungen zu treffen... Ich muß sofort aufbrechen.“

Der Bizegspan hatte dies Alles mit Ernst und mit solcher Natürlichkeit erzählt, daß bei Irma kein Zweifel über die Wahrheit seiner Worte aufkommen konnte.

„Und wird denn ein Jeder,“ fragte sie mit schlecht verhehlter Unruhe, „an der Verlobung Theil nehmen?“

„Sämmtliche jüngere Beamte des Komitathaus, Kleine und Große, ohne Unterschied des Ranges... natürlich ausgenommen diejenigen, die am heutigen Tage durch ihre amtliche Thätigkeit verhindert werden.“ Er erhob sich von seinem Platze und ließ anspannen.

Nachdem er seinen Huszar hatte rufen lassen, zog er sich mit diesem auf sein Arbeitszimmer zurück.

„Hören Sie, Karl,“ sprach er zu dem Diener, „wenn ich später nach Ihnen klingeln sollte, dann melden Sie sich nicht, und wenn die Glocke noch so hart ertönen wird, Sie hören es einfach nicht! Verstanden?“

„Zu Befehl!“ Nachdem der Diener sich entfernt hatte, rief der Bizegspan seine Tochter zu sich. Sie trat ein und sah unruhig, mit thränenden Augen auf ihren Vater. „Ich komme, mein Kind, erst morgen früh zurück.“ Das Mädchen seufzte auf. „Ah! ja!“... rief der Bizegspan aus, als wenn ihm etwas erst jetzt eingefallen wäre. „Ich hätte es fast vergessen!“ Er klingelte, doch der Huszar meldete sich nicht. „Donnerwetter, wo bleibt denn der Mensch! Gewiß ist der Kerl wieder betrunken und ich habe solche Eile...“ Nun wandte er sich an

seine Tochter: „Wenn Karl sich meldet, so giebt Du ihm diese Aften hier. Er soll sie einem Beamten einhändigen und diesem gleichzeitig den Auftrag ertheilen, daß er sich nach dem abgetrennten Paradedorf begeben möchte. Er hat bei der Vertheilung der Hülfsgelder den Bezirk zu vertreten. Morgen Abend erwarte ich den Herrn zurück und wünsche von ihm eine persönliche Berichterstattung.“

„Vater!“ rief Irma dem davoneilenden Bizegspan nach, „wem soll Karl die Aften übergeben?“

„Dem ersten, besten Beamten!“ Herr v. Reddy stieg in seinen Wagen und fuhr davon. Er lächelte vergnügt und verlegen. Jetzt ist der Badschich in der Falle. Jetzt werden wir schon den Don Juan kriegen. Zweifellos wird den Angebeteten nach Paradedorf abreisen lassen, damit er bei der Auslösung nicht anwesend sei.

Auf seinem Gute wurde Niemand erschossen. Am Abend hatte sich dort eine vergnügte Gesellschaft zusammengefunden, die die Nacht in ausgelassener Oeltheit verbrachte. In aller Frühe fuhr der Bizegspan in die Stadt zurück. Als er beim letzten, schlief Irma noch. (Sie hat „ihn“ also abreisen lassen, sonst würde sie nicht so ruhig schlafen können.) Bei dem Frühstück setzte der Bizegspan eine lustige, sorgenvolle Miene auf, um bei seiner Tochter den Anschein eines erfolglosen Unglücks zu erwecken.

Irma richtete einige Fragen über den Verlauf des Duells an den Vater. Da dieser keine Neigung zeigte, ihr darüber Mittheilungen zu machen, hörte sie mit dem Fragen auf. Irma schien sehr glücklich zu sein. Ihr Antlitz strahlte und sie sprach mit seltenem gutem Appetit den Speisen zu. (Ihre Mutter hätte man sämmtliche Beamten des Komitaths außer dem bewußten „Einen“ todtgeschossen oder zusammenhauen können.)

Der Bizegspan verbrachte den Vormittag auf seiner Kanzlei, wo er mit der größten Seelenruhe auf das sich meldende „Ideal“ seiner Tochter wartete. Dann und wann blickte er auf die Uhr. Jetzt ist der Zug angekommen. Er muß bald hier sein. Nach Ablauf einiger Minuten wurde leise schlißtern an die Thüre geklopft, und mit tiefen Vorklingen, mit einem Stoß Aften unter dem Arm, in abgetragenem Rode trat der junge — Diurnist ein.

Der arme Diurnist zerbricht sich noch heute seinen Kopf darüber, aus welchem Grunde er so plötzlich und unversehrt in einem entlegenen Winkel des Landes die Stelle eines gut besoldeten Rotars erhalten hat.

Eine Weihnachts-Überraschung durch den deutschen Kaiser.

Wie der Frankfurter Oberzeitung nachträglich bekannt wird, wurde am Heiligabend einem Soldaten durch den deutschen Kaiser eine Weihnachts-Überraschung zu Theil. Am 24. Dezember fand der Gesteirte Otto Sperber vom Posen'schen Infanterieregiment Nr. 58, der j. z. zum Leibregiment-Infanterie-Bataillon kommandirt ist, in der Hauptallee in Potsdam auf Posen. Um 2 Uhr Nachmittags besand sich der Kaiser auf dem Wege von Potsdam nach dem Neuen Palais. Der Posen präsentirte. Mit den Worten: „Nimm Gewehr über, mein Sohn! Ich habe ein Geschenk für Dich!“ trat der Kaiser an ihn heran.

Schlagfertig jedoch entgegnete der Gesteirte: „Meine allgemeine Posen-Instruktion verbietet mir, Geschenke auf Posen anzunehmen.“

„Ich möchte Dir's doch aber schenken,“ fuhr der Kaiser fort, das blaue Säufmarfild zeigend. „Der Posen erwiderte, indem er auf das Schilderhaus deutete: „Wollen Sw. Majestät das Geschenk nicht dorthin legen?“

Der Kaiser that dies und fragte weiter: „Was wirst Du nun damit machen?“

„Zum Andenken aufbewahren, Sw. Majestät!“ war die Antwort. „Jetzt fragte der Kaiser den Posen nach Name, Stand und Heimath. Als er hörte, daß die Wege des jungen Marschobnes in Marzdorf bei Mühlberg gefanden, sagte er: „Müncheberg kenne ich auch aus dem Kaisermander des Jahres 1888. Dort war ich acht Tage im Quartier.“ Mit dem Wunsch: „Daß Dir's gut gehen, Kamerad!“ verabschiedete sich Kaiser Wilhelm, dem Posen freundlich die Hand reichend.

Der schreckliche Will.

Eine niedliche Geschichte, die sich bei der Abreise eines englischen Reservisten zutrug und die von dem hohen Vertrauen zeugt, das die britische Soldatenfray in die Tapferkeit ihres Gatten setzt, wird aus Birmingham berichtet. Eine Frau weinte bitterlich, als der Zug mit ihrem Gatten den Bahnhof Snow Hill verließ. Ein Herr, der die Szene beobachtete, fühlte sich veranlaßt, ihr einige Worte des Mitleids zu sagen, war aber nicht wenig überrascht, als die Frau mit schluchzender Stimme erwiderte: „D, ich gräme mich nicht so sehr um ihn; die armen Booren find es, die mir leid thun. Will ist so schrecklich, wenn er erst angefangen hat.“ Sprach's und ließ den Mitleidigen verdrückt sehen.